Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 41 — Marburg i. H., den 13. Oktober 1921 — 35. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 12 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2,65 Mark, Ausland 4,80 Mark. Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag; Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 1,20 Mark: Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Vom Glück des Leides — Augustins persönliche Entwicklung und ihre Bedeutung für seine geschichtliche Würdigung. Schluß — Der Gustav Adolf-Verein in Bremen — Bischöfe für das evangelische Deutschland? (Mulert) — Der Christ und die Steuerpflicht im heutigen deutschen Staat — Ein Rupp-Roman (v Hippel) — Verschiedenes: Der deutsche Pietismus (Mahrholz); Erzählende Dichtungen (Braun, Namenhauer, Schmerl, Skjoldborg, Boßhart, Koelsch); Karl Thylmann-Mappe; Der Selbstmord (Füllkrug); Sozialistische Bücherei (Nötzel); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom Glück des Leides

(Bergpredigt und Kultur 4)

Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Matth. 5, 4.

Das ist nun zweitausend Jahre nicht umsonst gepredigt worden. Das ist uns, die wir Christen sind, nun einigermaßen in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn die christliche Religion, wenn die Kirche sonst nichts geleistet hätte: getröstet hat sie.

Und mehr als getröstet. Trost stillt das Leid und nimmt, wenn es hoch kommt, das Leid weg. Aber uns hat das Leid einen positiven Wert bekommen. Indem wir leidend Trost erfuhren, wurde uns das Leid zur Seligkeit. Wir waren als Leiderfahrene besser, glücklicher dran denn die Glücklichen. Wir gingen ein in einen Orden, dessen Weihe uns hob, wohltat, heiligte, so daß wir nun und nimmermehr mit einem leidlosen Stande tauschen möchten.

Nichts also von der ganzen Bergpredigt, von dem ganzen Christentum hat sich so durchgesetzt. Es fragt sich, ob wir damit kulturtüchtiger geworden sind? Ob der Kampf wider das Leid nicht ein unvergleichlicher Antrieb zur Befestigung und Steigerung des Lebens ist, dagegen jede Bewertung des Leides ein Verzicht, eine Flucht, eine Verkehrung des Gesunden ins Ungesunde?

Vielleicht gibt es eine Leidseligkeit, der diese Gefahr anhaftet. Aber rechte Vertrautheit mit dem Leide macht stark, fest, siegreich. Und Rückfall in die Leidensscheu ist Niedergang. Unsre deutsche Kultur mit all ihren Gütern ist in dem Augenblick gerettet, wo wir unsre Not als eine Quelle der Erhebung begriffen haben. R

Augustins persönliche Entwicklung und ihre Bedeutung für seine geschichtliche Würdigung

2

1. Welche Bedeutung hat diese einzigartige persönliche Entwicklung Augustins, die ja sich uns durch seine eigene Darstellung wie ein wunderbares Kunstwerk ersten Ranges vorführt, aber nicht durch diese erst ihre Einzigartigkeit und Größe gewinnt, für seine geschichtliche Würdigung? Um der Beantwortung dieser wichtigsten Frage näher zu kommen, ist es vorerst notwendig, darauf zu achten, wie Augustin selbst über die Bedeutung seiner persönlichen Entwicklung gedacht hat. W. Thimme hat mit Recht auf die Stelle im Prolog der Retractationes aufmerksam gemacht (Augustins geistige Entwicklung 1908 S. 6): „Jeder, der meine Werke ihrer Abfassung nach liest, wird wohl finden, wie ich im Verlauf meiner schriftstellerischen Tätigkeit vorwärtsgeschritten bin. Um dies zu ermöglichen, werde ich durch diese Schrift (Retractationes) soweit als möglich dafür sorgen, daß er diese Reihenfolge kennen lernt." Augustin ist sich selbst völlig klar über die Wichtigkeit seiner persönlichen Entwicklung für die Erkenntnis seiner Person und seines Lebenswerks gewesen. Eben darum schrieb er die Retractationen, und auch die Abfassung der Konfessionen ist sicher nicht nur in erbaulicher Absicht und sicher nicht nur unbewußt als Urkunde des Verständnisses seiner Persönlichkeit geschehen. Ja, wir können noch mehr sagen, daß Augustin von der ganzen gewaltigen Bedeutung seiner Person und deren Entwicklung völlig durchdrungen gewesen ist. Wenn er schreibt: „Wem erzähle ich dies? Doch wohl dir, mein Gott — aber bei dir erzähle ich es meinem Geschlecht, dem Menschengeschlecht, wenn auch nur ein noch so geringer Teil davon auf das Lesen dieser meiner Schrift verfällt" (2, 3), so stellt das sein Persönlichkeitsbewußtsein in vollem Lichte dar. Die Adresse seiner Konfessionen, seiner ganz persönlichen Schrift ist: genus humanum — das Menschengeschlecht! Das ist keine Ueberheblichkeit, sondern es ist das klare Selbstbewußtsein des persönlichen Genius, wie es alle die Männer beseelt hat, von denen eine neue Periode der Geschichte angegangen ist, vor ihm Paulus, nach ihm Luther. Augustin hat sich nicht geirrt.

2. Aus dem Ueberblick über den Gesamtkomplex der persönlichen Entwicklung Augustins, wie er uns in den Konfessionen von Augustin selbst dargestellt wird und wie er sich damit ebenfalls an sich selbst widerspiegelt, ergibt sich, wenn ich so sagen darf, a priori die Richtigkeit der Reuterschen These, daß wir in Augustin keinen systematischen Theologen im eigentlichen Sinne des Wortes vor uns haben, daß von einem geschlossenen System bei ihm keine Rede sein kann (Augustin. Studien 1887 S. 101). Diese Erkenntnis aber ist gerade für seine geschichtliche Würdigung von fundamentaler Wichtigkeit. Denn eben dadurch tritt die Bedeutung seiner Persönlichkeit erst in das rechte Licht. Augustins Werk und Augustins geschichtliche Wirkung und Bedeutung ist nichts ohne die dahinterstehende, tragende Person.

Und wenn man nun weiter im einzelnen den Stufen, den Elementen nachgeht, die uns in seiner Entwicklung entgegentreten, so wird man feststellen, daß diese Persönlichkeit allerdings das gesamte geistige Erbe seiner Zeit in sich aufgenommen hat. Wir finden da den römischen Moralismus und den griechischen Intellektualismus; wir finden den Dualismus des Orients und den neuplatonischen Monismus; einen weiten Platz nimmt ein die antike Rhetorik und die griechische Aesthetik, die ihn, wie ja gerade Form und Stil der Konfessionen unbedingt deutlich zeigen, auch nach der „Bekehrung" keineswegs verlassen haben; daneben steht dann die Askese in ihrer ganzen Starrheit und ihrem Anspruch, das ganze Leben und die ganze Person zu beherrschen; wir finden die idealistisch-intellektualistische Frömmigkeit des Neuplatonismus und daneben die echtesten Töne der Frömmigkeit der Bibel; wir finden den

scharfen, kritisch-dialektisch arbeitenden Mann der Wissenschaft — wie auch den Vertreter der innerlichsten, persönlichsten Frömmigkeit — und daneben, ich möchte sagen, den Laien, der sich in wissenschaftlicher und religiöser Beziehung gehorsam der außer ihm stehenden Autorität der Kirche unterwirft. Dies alles und noch mehr tritt uns in dem Spiegel dieser Persönlichkeit entgegen. Und wir müssen auf jeden Fall versuchen, diese Persönlichkeit in der ganzen umfassenden Fülle ihres Lebens zu ergreifen — nur so wird Augustin uns lebendig und wird er uns wirklich. Alle Versuche der Systematisierung oder der logischen Reduction auf ein oder zwei „Grundelemente“ der Weltanschauung, aus denen das ganze System hergeleitet werden könne (wie das vielleicht bei Männern wie Aristoteles oder Origenes möglich ist), bedeuten bei Augustin nicht nur eine Vergewaltigung, sondern geradezu die Tötung seines Wesens und seiner Seele.

Man wird immer wieder richtig und ohne Uebertreibung sagen müssen, daß Augustin in der Tat in seiner Persönlichkeit den gesamten Ertrag des geistigen Lebens der Antike vereinigt, soweit wie sie damals in der Mitte des römischen Reiches lebendig war. Und dazu gehört natürlich an erster Stelle das Erbe des christlichen Altertums. Das ist das Bild, das uns die Betrachtung seiner Entwicklung gewinnen läßt — eine Erkenntnis, die nicht hoch genug bewertet und oft genug hervorgehoben werden kann. Die Entwicklung Augustins gibt uns die unbedingt notwendige Anschauung für das Erfassen seines Wesens.

3. Was bedeutet aber diese Erkenntnis für die letztlich vor uns stehende Frage nach der religionsgeschichtlichen Würdigung Augustins? Welche Stellung in der Religionsgeschichte des Christentums wird daraufhin für ihn in Anspruch zu nehmen sein? Wie steht es mit seiner Bedeutung für die Periodenbildung der christlichen Religionsgeschichte? Ernst Troeltsch hat in seinem bekannten Buche „Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter“ aus dem von uns eben vorgelegten Tatbestande gefolgert, daß die zuerst von Feuerlein (Ueber die Stellung Augustins in der Kirchen- und Kulturgeschichte, Hist. Zeitschr. 22, S. 300 f.) ausgesprochne, dann von Harnack, Loofs, Seeberg und Scheel weiter durchgeführte Meinung, Augustin gehöre an den Anfang des Mittelalters als sein Bahnbrecher und geistiger Vater, falsch sei. Er erklärt hierzu: „Wenn die Forschung ihn heute von den Reformatoren abrücken lernte (entgegen einer früheren Forschergeneration) und ihn statt dessen auf das Mittelalter wesentlich bezieht, so dürfte sie vielleicht noch einen Schritt weiter zurücktun und ihn seiner eignen Zeit, seinem eignen Horizont, den Lebensproblemen der christlichen Antike zurückgeben.“ Solange wir uns in der Geschichts-Betrachtung und -Beschreibung, wenn der Ausdruck gestattet ist, erster Ordnung befinden, ist das gewiß richtig und wird auch wohl kaum noch bestritten werden. In Ansehung der Elemente seines geistigen Lebens gehört Augustin in die Antike. Wenn wir dann aber zu der Frage nach der geschichtlichen Würdigung Augustins aufsteigen, dann wird das zwar nicht falsch, aber es besagt nichts mehr dazu. Die Tatsache, daß Augustin mit seinem Geiste in ganz einzigartiger Weise das ganze Mittelalter beherrscht, ist augenscheinlich und wird auch von Troeltsch in seiner Art dargestellt (S. 158). Um sie aber zu verstehen und in richtiger Weise zu erkennen und geschichtlich einzuordnen und zu würdigen, wird es immer wieder notwendig sein, die Persönlichkeit ins Auge zu fassen.

Darin, daß Augustin wirklich das gesamte geistige Erbe der Antike, ohne es schematisch zurechtzuschneiden, in seiner Persönlichkeit umfaßte, eben darin ruht seine welthistorische Größe, und eben darin ruht seine geschichtsperiodebildende Bedeutung. Dazu müssen wir uns dann freilich wieder in neuer und andrer Weise, als es zur Zeit vielfach geschieht, auf das Wesen der Persönlichkeit besinnen. Persönlichkeit und in solcher Weise umfassende geschichtliche Persönlichkeit, wie Augustin ist, ist nicht gleichbedeutend mit Sammelbecken und nicht nach der einfachen Analogie eines Gleichnisses aus der Natur zu begreifen. Unter solcher Voraussetzung wird ein wirkliches Verständnis und eine Darstellung der Geschichte niemals erreicht werden. Es will mir scheinen, als ob unsere Darstellungsmittel heute noch nicht ausreichen, um dies eigentümliche geschichtliche Phänomen, das wir mit dem Wort „Persönlichkeit“ bezeichnen, wirklich adäquat auch nur zu beschreiben. Aber eben gerade in den Konfessionen Augustins steht dies Phänomen zum Anschauen lebendig vor uns. Die ganze Fülle geistiger und religiöser Lebenselemente, die in der ausgehenden Antike vorliegt, ist hier durch ein einzigartiges Temperament vereinigt und aufgefaßt. Sie hat darin nicht nur den äußeren Zusammenhalt und die äußere Formgebung, sondern eine innere Neugestaltung gefunden, die nicht mehr weiter zerlegt werden kann, sondern unmittelbar aufgenommen werden muß. Diese Persönlichkeit aber leuchtet durch die Konfessionen von Anfang bis Ende durch und findet ihren Ausdruck in einer ganz eigentümlichen Selbstdarstellung. Wir sind geneigt zu sagen, daß diese ganz unantik sei, ja wir pflegen gern weiter zu urteilen, sie mute uns ganz modern an. Ich glaube aber, daß derartige Urteile nicht stichhaltig sind, daß wir sie nicht weiter hegen dürfen; denn sie werden von einem zu engen Gesichtskreise aus, nämlich der Struktur des eigenen, mehr oder minder lang bemessenen Kulturzeitalters aus gefällt. Vielmehr werden wir sagen müssen, daß in aller Zeitgebundenheit hier das zeitlose Wesen der Persönlichkeit aufleuchtet.

Und wenn man überhaupt nach einer Markierung der Geschichtsperiode sucht — und wir müssen das tun, wenn anders wir überhaupt Geschichte erfassen und darstellen wollen — dann wird man für die Geistes- und Religionsgeschichte, d. h. für den inneren Gehalt der Geschichte, jedenfalls die geschichtliche Persönlichkeit als Markstein einsetzen müssen — womit über die Bedeutung ideen- und sozialgeschichtlicher Abgrenzungen an anderer Stelle nichts ausgesagt sein soll. Solch ein Markstein ist zweifellos Augustin. Er tritt damit wirklich in die Reihe der Männer Paulus und Luther, bei denen, freilich noch in weit höherem Maße, die Persönlichkeit mit dem geschichtlichen Werk zusammenfällt. Und er rückt ab von den Männern wie Origenes, Thomas und Melanchthon, die wohl einen Höhepunkt ihrer Periode bezeichnen, die in einem wunderbar geschlossenen System das geistig-religiöse Gesamtleben ihrer Periode sachlich zusammenfassen, deren System nun aber auch völlig losgelöst von ihrer Person ein eignes Dasein führen kann. Als Höhepunkt ihrer Perioden wirken sie über Jahrhunderte, aber als Anfänger und Grenzpunkte neuer Perioden der Geistes- und Religionsgeschichte wird man sie nicht ansehen können. Das können nur Männer sein, in denen das geistige Werk in eigentümlicher Weise persönlich Gestalt gewonnen hat.

Luther hat einmal in einer Tischrede von Melanchthon gesagt: „Philippus machts anders wie ich; ihn bewegen die großen Fragen der Politik und Religion, mich drückt nur private Sorge“ — dies tiefsinnige, humorvolle Wort, das den Unterschied zwischen ihm und seinem treuen Mitarbeiter in seinem tiefsten Grunde faßt, läßt im schärfsten Schlaglicht, sozusagen plötzlich, die ganze Struktur und die Bedeutung der weltgeschichtlichen und periodebildenden Persönlichkeit aufleuchten. Der Mensch, in dem das geistige Gesamtleben und Gesamtschaffen bezogen ist auf seine „private Sorge“, d. h. in dessen Geiste alles persönlich aufgefangen, von der Persönlichkeit neugestaltet ist und von dem alles als Wesensbezeugung der Persönlichkeit ausgeht, der ist Markstein und Grenzpunkt geistes- und religionsgeschichtlicher Perioden. Gewiß ist der Abschnitt, der in der Religionsgeschichte des Christentums durch Luther bezeichnet ist, tiefer einschneidend als der, an dessen Grenze Augustin steht: die ganze Religionsgeschichte des Christentums wird durch Luther in zwei Teile geteilt. Aber doch gilt das Wort Luthers mutatis mutandis auch für Augustin; sein ganzes geistiges Lebenswerk hängt an seiner „privaten Sorge“; und das deutliche Zeugnis dafür ist seine persönliche Entwicklung, wie sie uns in seinen Konfessionen lebendig entgegentritt.

Gewiß läßt sich eine Geschichtsschreibung denken, welche nach einem mechanisierenden Prinzip einzelne zusammenhangslose Kulturperioden aufstellt, die nach einem, in Analogie zu den Naturgesetzen konstruierten, gesetzlichen Ablauf dahingehen. Auch eine solche ist möglich, die auf Perioden der gesamten Geistesgeschichte überhaupt verzichtet. Aber die Geschichtsschreibung, die allein unseren Geist befriedigt und seinen persönlichen, notwendigen Forderungen entspricht, ist weder die eine,

die uns in einen ewigen mechanischen Kreislauf der Dinge, der nur eine höhere Stufe des Naturablaufs ist, hineinstellt, noch die andere, die die ganze Geistesgeschichte in zusammenhanglose Atome auflöst.

Diese wirkliche Geschichtsschreibung wird erst da erreicht, wo die Bedeutung der welthistorischen Persönlichkeit erfaßt und in die Darstellung eingesetzt wird. Denn in der Persönlichkeit ist uns die Wirklichkeit gegeben, welche die Grenzscheide der Perioden allein zu bezeichnen vermag; in ihr findet die innerste Berührung der Historie mit jener Metahistorie statt, ohne die die Historie doch schließlich zu einem sinnlosen Torso wird.

Unter den welthistorischen Persönlichkeiten aber steht Augustin in der ersten Reihe. Und wir haben das Glück, in seinem eigenen Buche diese Persönlichkeit unmittelbar anschauen und uns unter ihren Eindruck stellen zu können. Der Eindruck dieser zeitgebunden-zeitlosen Persönlichkeit aber ist so unmittelbar und groß, daß er im Verein mit den Forschungen über die Wirkungen Augustins im Mittelalter die periodebildende Kraft dieser Persönlichkeit begründet. Und darum wird die Geschichtsbetrachtung, welche in Augustin den Grenzpunkt zweier großer Perioden der Religionsgeschichte des Christentums, des Altertums und des Mittelalters, erkennt, recht behalten.

Halle a. S. — Hermann Bauke

Der Gustav Adolf-Verein in Bremen

Die 67. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Bremen, 20. und 21. September, die erste größere Gustav Adolf-Tagung nach dem Krieg, war stark völkisch ausgeprägt und hat doch zugleich das Uebervölkische nicht verleugnet. Immer wieder richteten sich die Augen rückwärts, auf die Trümmer. Was Deutschland im Westen und Osten an Gebiet, außerhalb unsrer neuen und alten Grenzen an Kulturbereich verloren hat, hat auch unser evangelisches Volks- und Kirchentum verloren. Hunderttausende von Deutschen, gerade von evangelischen Deutschen sind aus Elsaß-Lothringen, Posen, Westpreußen, aus Polen, Galizien und dem Baltikum vertrieben; aus den Ländern ihrer Siedlung ist auch das deutsche evangelische Gemeindeleben weggewischt. Mehr noch: der Gustav Adolf-Verein hatte seine Gaben vor dem Krieg ohne Rücksicht auf das Volkstum den Bedürftigen verteilt; die Waldenser hatten so gut wie die Slowaken und Tschechen, der Franzose Charles Wagner so gut wie der Belgier Meyhoffer die Gustav Adolf-Gelder begehrt und die Glaubensgemeinschaft mit dem deutschen Protestantismus dankbar anerkannt. Von ihnen allen sind als Pfleglinge des Gustav Adolf-Vereins ein paar magyarische und slowakische Gemeinden übrig geblieben; die andern sind hinter sich gegangen und wissen nichts mehr von Deutschland. Und der Gustav Adolf-Verein kann, darf nichts mehr von ihnen wissen. Er ist freilich von Herzen bereit, die äußerste Tapferkeitsprobe, die der Verzeihung, abzulegen; aber seine Pfleglinge zurückrufen? Er muß warten, mit unserm ganzen Volk warten, bis der allmächtige Gott die verschlossene Tür von neuem auftut. Inzwischen hat derselbe verheerende Krieg dem Gustav Adolf-Verein ein neues riesenweites Arbeitsfeld zugewiesen. Oestlich unsrer Reichsgrenzen, in den österreichischen Nachfolgerstaaten, in Polen und den andern russischen Randstaaten, ist der völkische Gedanke so mächtig geworden, daß Volks- oder Landeskirchen, die einerseits die Reste des evangelischen Deutschtums, andrerseits die evangelischen Slowaken, Tschechen, Polen oder Letten umfassen, unmöglich sind. Die evangelischen Deutschen haben sich von den andersstämmigen Glaubensgenossen abgesondert und in jedem der fraglichen Länder zu besonderen Kirchenkörpern vereinigt. Diese neuen Kirchenkörper, von Bessarabien bis Riga reichend, lebensfähig zu machen und zu erhalten, ist fortan die wichtigste Aufgabe des Gustav Adolf-Vereins. Die Unterwertigkeit der östlichen Baluten läßt diese Aufgabe als lösbar erscheinen, während z. B. die Pflege der südamerikanischen Siedlungen an der unterwertigen deutschen Valuta völlig scheitert.

Die Fürsorge für die innerdeutsche Diaspora leidet keine Veränderung. Die harten Tatsachen haben die Bremer Tagung zu einer bewußt und einseitig deutschen gemacht. Aber die Versammlung hat sich nicht in unfruchtbare Klagen verloren; überall sind die Kräfte am Werk, um die Trümmer des Vergangenen in Bausteine für die Zukunft zu verwandeln. Es war ein tief ergreifender Augenblick, die stolze Höhe der Feststimmung, als der Vorsitzende, D. Rendtorff, nach dem Vortrag einiger Volkslieder, darunter des Liedes von den drei Burschen, die über den Rhein zogen, den Schluß dieses Liedes ins Nationale wandte. „Etliche singen von unserm deutschen Vaterland jetzt nur noch: Ich hab dich geliebet so manches Jahr. Wir bleiben dabei: Ich hab dich geliebet, ich lieb dich noch heut, ich werde dich lieben in Ewigkeit." Der stürmische Beifall, der diesem Wort folgte, bewies, daß die Masse unsres Kirchenvolkes — die Versammlung dieses Abends war eine Volksversammlung — den vaterländischen Sinn noch immer als untrennbaren Begleiter und Ausdruck unsres evangelischen Christentums empfindet.

Und doch hat dieselbe Tagung auch dem Uebervölkischen gehuldigt. Die Festpredigt im Dom hielt ein Ausländer, der Erzbischof von Upsala, D. Söderblom. Der Festvortrag, aus dem Munde Dietrich Schäfers, galt der Person und dem Werk Gustav Adolfs. Der ehrfurchtsvolle Drahtgruß, vormals unserm Kaiser gewidmet, wurde der königlichen Majestät von Schweden gesandt. Und an die Stelle der Waldenser, Franzosen und Belgier, die ehedem bittend die Gustav Adolf-Feste besucht hatten, waren jetzt, Gaben und Zuspruch spendend, schwedische Pfarrer getreten. Auch ein Schweizer, Gantenbein von Chur, grüßte und konnte seinen Gruß mit dem großen Schweizer Liebeswerk rechtfertigen. Aber die Schweden standen im Vordergrund. Sie sprachen von der tatkräftigen Hilfe, die die schwedischen Pfarrhäuser den deutschen Pfarrhäusern erwiesen haben und auch künftighin Willens sind zu erweisen, sie haben im Jahr 1920 durch ihre vier Gustav Adolf-Vereine dem deutschen Gustav Adolf-Verein rund 450 000 Mark zugewendet, und Söderblom warnte uns in seiner Predigt freilich davor, die Sache des Evangeliums und nationale Interessen verhängnisvoll zu vermengen, richtete aber doch die schärfsten Worte, zu Deutschlands Schutz, gegen die Welt, „wo die Gewalt in allen Formen, in brutaler, für unser Europa noch vor einigen Jahren völlig undenkbarer und greuelhafter Häßlichkeit, in stürmischer, rücksichtsloser Kraft oder in allerlei hinterlistigen Künsten sich als die oberste Regel unsrer sogenannten christlichen Gesellschaft gebärdet. Gleichgültig, dumpf oder bitter und verzweifelt empfinden die Menschenseelen dieses Nein. Wird es das letzte Wort unserer Geschichte bleiben?" Auch die evangelische Kirche Finnlands bahnt Beziehungen zum Gustav Adolf-Verein an. Weiter reicht, soweit es sich um das evangelische Deutschland handelt, die Kraft des Uebervölkischen noch nicht. Aber die Ansätze, von denen das Fest zeugte, begegneten dem vollsten Verständnis des Gustav Adolf-Vereins.

Glücklicherweise hat die Tagung auch den Beweis geliefert, daß der Gustav Adolf-Verein die eignen Kräfte ebenfalls entfesselt. Das Werk schreitet rüstig vorwärts. Die Gesamteinnahme des Vereins hat 1919 2,56 Millionen Mark, 1920 aber rund 7 Millionen betragen: nicht so viel, als dem gesunkenen Wert unsres deutschen Geldes entspräche, aber doch ein gewaltiger Fortschritt. Inbegriffen sind 2,5 Millionen, die dem Zentralvorstand, besonders aus Südafrika, für nicht eigentlich konfessionelle Zwecke überwiesen wurden.*) Glänzend waren die Bremer Festgaben: 180 000 Mk. von der evangelischen Bevölkerung, 20 000 vom Gustav Adolf-Frauenverein, 10 000 von den Konfirmanden, diese Gabe für Gemeinden auf entrissenem deutschen Boden bestimmt. Dazu kam ein Gabentisch mit kirchlichen Geräten, von der Altarbibel bis zur Kanzel, aufs reichste besetzt. Auch die Gastfreundschaft, die Bremen den auswärtigen Festgästen erwies, war ganz hervorragend; Jedem, der den Wunsch geäußert hatte, war von der Bürgerschaft Tisch und Bett gerne zur Verfügung gestellt. Bremen, kirchlich aus mancher Wunde blutend, hat seinem alten Ruf, die „Herberge der Kirche" zu sein, nur Ehre gemacht.

*) Der gedruckte Tätigkeitsbericht schreibt umgekehrt, daß in den 7 Millionen die 2,5 Millionen nicht enthalten seien. Das ist, wie mir vom Zentralvorstand mitgeteilt wird, ein Versehen; das „nicht" ist zu streichen. R

Die große Liebesgabe, wohl gegen 100 000 Mk., wurde mit 213 Stimmen dem Theologenheim in Wien bestimmt, das zur Zeit mit 30 Studenten besetzt ist und das sich dem Anschein nach zu einer Heimstätte für die deutschstämmigen evangelischen Theologen der unteren Donauländer entwickelt. Auf Wittenburg in Westpreußen fielen 116 Stimmen. Für das baltische Doblen stimmte Niemand oder doch fast Niemand; trotz alles Mitgefühls mit der baltischen Not war nicht verständlich, wie der Zentralvorstand diese Duodez-Gemeinde — sie umfaßt nur 100 Seelen — zur Wahl stellen konnte.

Das Fest schloß mit Hackenberg-Bruchs „Gustav Adolf", als Abendmusik im Bremer Dom dargeboten. Möge der Gustav Adolf-Verein an sich erleben, was Max Bruch die Krieger und das Volk am Tag von Lützen singen läßt:

Frisch auf in Gottes Namen,
Du werte deutsche Nation!
Fürwahr ihr sollt euch schamen,
Würd euer gut Lob untergon,
Das ihr lang habt behalten
Mit Ehr'n und Ritterschaft.
Darum tut wie die Alten!
Der lieb Gott muß es walten
Und geb uns Siegeskraft.

Frankfurt a. M. — Johannes Kübel

„Bischöfe für das evangelische Deutschland?"

Unter diesem Titel hat Hermann Mulert in einer Broschüre von 41 Seiten (bei Mohr 1921 erschienen) auf meinen gedruckten Vortrag „Was bedeutet die bischöfliche Verfassung einer evangelischen Kirche?" (Selbstverlag 1921)*) geantwortet. Beneidenswerter Gegner! Vor etwa zwei Monaten teilte er mir diese Absicht mit und heute liegt die Replik aus einem hochansehnlichen Verlag vor. Wir armen losen Pfarrer melden uns auch hie und da einmal schüchtern zum Wort, wo wir doch die Leute der Praxis sind, aber kein Verleger hat mehr ein Herz für uns, auch wenn wir ihm versprechen, daß wir alles bezahlen wollen. So bleibt nur der Selbstverlag übrig, Absatz weit unter Selbstkostenpreis oder zeitgemäßer: Gratisversand! Unsere Bemühungen um unsere Kirche müssen wir auch noch fürstlich bezahlen! Und bei alledem bleibt unser Hervortreten eine unansehnliche Sache. Wir ließens auch viel lieber, wenn uns die Dinge nicht zu sehr auf den Nägeln brennten.

Uebrigens ist mein verzeihlicher Neid mit viel Freude gemischt. Ich bin doch ernst genommen worden, das erste Mal, seit ich schreibe. Und da wollte ich eigentlich nicht ganz ernst genommen sein. Denn nun bin ich auf den „Bischof" festgenagelt worden, d. h. genau an der Stelle, die mir gleichgültig war und die ich heute bekämpfe. Aus Gemeinden und Kollegenkreisen tönt nun der Ruf: Ja nicht diesen Titel! Und mit Recht: schon das Wort ist ein Verrat! Aber es war doch gut, daß ich meine Gedanken an dem fatalen Haken aufhing. Sonst wären sie wahrscheinlich gar nicht beachtet worden. Die Aktualität dieses ominösen Problems hat ihnen in den Sattel geholfen. Und nun gebe ich den „Bischof", wie mein Vortrag mehrfach vorbereitete, völlig preis. Ich will genau so wie alle meine Widersacher gut evangelisch bleiben. Das zweite Heft meiner Abhandlungen „Das Wesen des Evangeliums" wird das deutlich genug beweisen.

Doch zurück zu meinem Kritiker, dem ich für seine gründliche, geistvolle Untersuchung herzlich danke. Der protestantische Theologe in mir hat tiefe Befriedigung und Freude bei diesen Ausführungen empfunden. Alles ist historisch und psychologisch gut unterbaut. Ich bin mit einem Wort „glänzend widerlegt". Warum nehme ich diese Beruhigung meines Gewissens nicht dankbar hin? Warum ist mir meine Arbeit so ärgerlich und die meines Kritikers so angenehm? Immer wieder stoße ich mich daran, daß ich das alles habe sagen müssen, ja daß ich wohl noch mehr sagen muß. In mir gärt der ganz irrationale Druck der Ahnung einer neuen Zeit unserer evangelischen Kirche und besonders unseres evangelischen Pfarrstandes. Mit meinen Sympathien und Betätigungen gehöre ich noch ganz der alten Zeit an und muß doch aussprechen, daß sie am Ende steht und ein Neues kommen muß. Ich weiß auch, daß ich für die neue Zeit und die neuen Aufgaben wenig tauge. Darum lastet oft auf mir ein tiefes Unbehagen. Was kanns aber helfen? Es muß ausgesprochen werden: die Zeit des Protestantismus ist zu Ende und die der evangelischen Kirche muß kommen, wenn überhaupt für uns noch etwas kommen soll. Als Protestant, als Akademiker hat Mulert ja vollkommen recht. Ich kann da eigentlich jeden Satz unterschreiben. Aber inzwischen bin ich fünfzehn Jahre Pfarrer gewesen. Und von da aus sehe ich seine Broschüre ganz anders an. Für den Protestantismus braucht man heute keine Lanze mehr zu brechen. Er macht sich als Weltanschauung und Politik spürbar genug geltend. Ja man möchte mit Goethe sagen: „Nun ist die Welt von diesem Spuk so voll, ..." Auch Kommunismus und Bolschewismus sind für mich nur extreme Formen des Protestantismus. Daß der erstere oft mit religiöser Fundierung auftritt, macht die Situation nur fataler. Wer heute für den Protestantismus eintritt, leistet überflüssige, leistet Totengräberarbeit. Der Protestantismus wird gründlich für sich sorgen. Für uns aber gilt es, die evangelische Kirche bauen, oder wieder bauen! Mulert mag sich bei diesen Worten entsetzen, aber ich behaupte allen Ernstes, Schriften seiner Art arbeiten an der Zersetzung der evangelischen Kirche. Wollen wir eine einheitliche evangelische Kirche, so wird man die Grundtendenz meines Vortrags bejahen müssen, so vieles man an Einzelvorschlägen kritisieren mag.

Zum Einzelnen möchte ich bemerken, daß ich damit unzufrieden bin, daß Mulert trotz ausdrücklicher Bekämpfung meiner Schrift ihre Gedanken nirgends im Zusammenhang wiedergegeben hat. Damit hat er sich seine Polemik zu leicht gemacht. Als evangelischer Pfarrer habe ich mich oft über seine Ausführungen entsetzt, die deutlich verraten, daß er nie Pfarrer war. Als Kandidat hätte ich seine Schrift glänzend und völlig unanstößig gefunden. Hätte man mir damals von theologischen Seminaren oder Akademien gesprochen, so hätte ich überlegen gelächelt. Heute ists mir mit diesem Vorschlag bitter ernst. Die katholische Kirche geht bewußt und erfolgreich darauf aus, ihren Klerus möglichst ausschließlich auf bischöflichen Seminaren ausbilden zu lassen. Sie erträgt die staatlichen Universitäten schwer. Zudem haben wir evangelischen Theologen seminaristische Ausbildung weit nötiger als die katholischen, weil diese weit ungefährdeter sind der weltlichen Kultur gegenüber. Die katholische Erziehung ist ein ganz anderer Halt als die evangelische. Nur auf dem Wege seminaristisch gebildeter Pfarrer kommen wir zur evangelischen Kirche. Man soll diese Seminare nur reich und tief genug ausgestalten! Dazu sind alle sachlichen und persönlichen Voraussetzungen gegeben.

Fatal ist mir die Belehrung, daß „das Reich Gottes mit Strohhüten, Schnurrbärten usw. nichts zu schaffen hat". Mulert bedauert, daß sich ein „ernster Mann in solche Aeußerlichkeiten verliert". Der Versuchung, mich an dieser Stelle ein klein wenig lächerlich zu machen, sind meine übrigen Kritiker, vor allem E. Foerster und G. Koch („Dorfkirche") glücklich entgangen. Gut, daß Mulert hier stolperte! Dieser Passus meiner Schrift hat vielen Kollegen nicht wenig Vergnügen bereitet. Ueber diese pastorale Todsünde könnte man blutige Tränen weinen. Ich behaupte allen Ernstes, daß das Reich Gottes mit Strohhüten, bunten Krawatten, gelben Schuhen, Schnurrbärten u. dgl. sehr viel zu tun hat. Meine Gemeinden haben michs in den 15 Jahren gelehrt. Ich habs sehr ungern gelernt. Ich habe auch den Pastor, zumal im Urlaub, gern versteckt, obschon ich durchaus nicht zu den „weltlichen" gehörte. Unsere Gemeinden scheiden nicht wie wir blutleeren Theoretiker zwischen Symbol und Sache. Wo das Symbol fehlt, da ist auch die Sache nicht. Sie wittern mit Recht an dem Pfarrer mit hellblauer Krawatte und gelben Schuhen, daß ihm sein Amt und seine Religion nicht viel gelten. Auch die moderne Wissenschaft der Psychoanalyse behauptet das Gleiche. Jedes Aeußere ist ein Hinweis auf ein vorhandenes oder fehlendes Inneres. Und meine Beob-

*) Vgl. E. Foersters Besprechung in Nr. 20. — Ich würde von mir aus Veller um die Besprechung der Mulertschen Schrift gebeten haben. Nun hat Mulert selbst das getan und die Besprechung kommt ohne mein Zutun. So muß es sein bei unsern Kontroversen!
D H

achtungen haben die Feinheit der Bauernpsychologie und der Analytiker durchaus bestätigt. Wenn wir nur weniger stumpf und weltlich wären! Solange unsere Pfarrer den eleganten Herren zu ähnlich sind, kommen wir zu keiner evangelischen Kirche. Ich warte auf den begnadeten Pastoraltheologen, der uns eine tiefgründige „pädagogische Psychologie der pastoralen Adiaphora" schreibt. Akademiker und Praktiker würden erschrecken und hoffentlich viel daraus lernen. Noch hoffe ich zu erleben, daß das geistliche Gewand bei uns Vorschrift wird, obgleich meine protestantische Seele sich nicht sehr darauf freut. Ein Freund — er ist freireligiöser Prediger — sagte mir einst zu meinem Entsetzen: „Wir protestantischen Geistlichen sind durch unsere Ausbildung, Berufs- und Lebensführung religiös verkommen." Ja der Ausdruck „verwildert" fiel einmal. Ich muß ihm heute leider recht geben. Protestantismus als Religion ist Unfruchtbarkeit, als Kirche Verwüstung. Als Wissenschaft, Kunst, Politik u. dgl. kommt er nur der Welt zu gut.

Was Mulert über den „gemeinsamen religiösen Besitz", über Theologie als Wissenschaft, Disziplinargewalt der Seelsorger, Wahl zum Führer, katholisierende Auffassung des Geistlichen durch das Kirchenvolk u. v. A. sagt, ist vom Standort des Dozenten ja wohl ganz richtig und sauber herausgearbeitet. In der Praxis der Kirche und des Amtes, der eigenen und Gemeindereligiosität sehen die Dinge leider nicht so einfach aus. Ich werde in weiteren Broschüren voraussichtlich noch auf alle diese Fragen eingehend zu sprechen kommen. Ich bleibe bei der Grundthese: Ohne eine gewisse Katholisierung kommt man zu keiner christlichen Kirche, auch wenn sie sich evangelisch oder gar protestantisch nennt. Als Protestantismus ist Luthers Werk gegenstandslos geworden, es ist erfüllt; so bleibt die Aufgabe, eine wirkliche evangelische Kirche zu schaffen, die als Erziehungsmacht das protestantische Chaos zu bändigen im Stande ist.

Mainz-Bretzenheim — Karl Veller

Der Christ und die Steuerpflicht im heutigen deutschen Staat

1. Aus dem besetzten Gebiet an den Herausgeber

Es ist recht, wenn Sie in Ihrer Christlichen Welt auch einmal an der Höhenwarte christlicher Ethik und Weltanschauung über das heikle Thema des Steuerzahlens reden. Sorget für der Stadt Wohl, denn wenn es ihr wohl gehet, dann geht es euch auch wohl, das wußte schon der alte Prophet Jeremias. Dem Eigensinn (Sinn fürs Eigene) muß eben immer der Gemeinsinn regulierend und ausgleichend die Wage halten. Die Sache hat aber ein großes Aber, das in noch höherem Maße in die christliche Ethik hineinragt und in keiner Weise durch pazifistische Schwächlichkeiten und Armseligkeiten darf vertuscht werden.

Das Deutsche Reich hat große Schulden, seine Schuldenwirtschaft nimmt erschreckende Ausmessungen an. Die Frage ist nun die. Woher rühren diese Kriegsschulden, worauf sind sie basiert? Die peinliche und peinigende Antwort lautet: auf der ungeheuren Lüge von unsrer Kriegsschuld, unsrer alleinigen, ausschließlichen Schuld am Kriege. Gewiß, wenn einwandfrei diese nachgewiesen wäre, so müßten wir als Christen um des Gewissens willen die drückenden, steuerlichen Folgen auf uns nehmen. Ist dem aber so? Ich stehe mit Millionen von Volksgenossen auf dem gut fundierten Standpunkt, daß das deutsche Volk und seine Regierung nicht Schuld ist an dem Kriege, so wie es der Feindbund in bewußter Irreführung der Weltmeinung ausposaunt und in seinem Versailler Schandwerk wahrhaftig nicht uns sondern ihm zur ewigen Schmach paragraphiert hat. Wird dies zugegeben, und kein anständiger, ehr- und wahrheitsliebender Mensch kann das bestreiten, dann erhebt sich die große Frage: Ist es Recht, daß man unter solchen Voraussetzungen solche Steuer zahlt und sein Volk und Reich bis zum Weißbluten ausschwächt und auspowert? Hätten da nicht unsre Regierenden die moralische Pflicht, ein energisch Nein zu sagen und mit einer kategorischen Weigerung rücksichtslos das verstrickende Leben und Atem raubende Lügengewebe zu zerreißen? Steht nicht unser schwer arbeitendes und hart zahlendes Volk unter dem verbitternden und aufreizenden Eindruck, zinsen und zahlen zu müssen für welsche Begehrlichkeit, Habgier und Raubgier? Kann denn da noch eine Regierung mit gutem Gewissen an das Volk herangehen und ihm unerhörte steuerliche Lasten zumuten? Ist das nicht unmoralisch und im höchsten Sinne verwerflich gehandelt? Gerade hier im besetzten Gebiete wirkt es aufreizend und jegliche Staatsgesinnung untergrabend, wenn hier die Leute sehen müssen, wie die fremden, frechen vainqueurs sans gloire et sans honneur in der schamlosesten Weise prassen von ihrem Gute, während sie darben und mit Wut und Zorn im Herzen zusehen müssen, wenn sies hinnehmen müssen, wie mit unsrem scham- und rechtlos erpreßten Gelde eine schmutzige, aber zum Glück doch wieder erfolglose Propaganda für die welsche Dirnenzivilisation getrieben wird. Unsre derart gedankenlose Steuerpolitik kann gerade für das besetzte Gebiet noch sehr schwere Folgen haben. Was die welschen Intriganten mit all ihrer Geriebenheit und Gerissenheit nicht fertig brachten, nämlich die deutsche, völkische Gesinnung der Linksrheiner zu schwächen — sie haben es vielmehr, wie auch droben im Elsaß nur in erfreulicher Weise gestärkt —, das können aber schließlich unsre Finanzämter fertig bringen, nämlich den Zorn und die Verachtung der besetzten Gebiete wider die armselige und schwächliche Berliner Schundregierung so steigern, daß man keinen Wert mehr auf die Zugehörigkeit zu einer solchen Regierung legt. Warum war die Erbitterung gegen Erzberger und Konsorten so groß, daß sie schließlich zu dem bedauerlichen Schritt geführt hat, mit brutaler Gewalt einen als frivolen Schädling empfundenen kleinsinnigen Politiker kalt zu stellen? Weil diese Leute eben mit leichtem Herzen es fertig brachten entgegen der Gesinnung und Stellung des Mannes von Worms, etwas zu tun, was wider die Wahrheit und das Gewissen ging. Das war eine Sünde wider den heiligen Geist, und die kann nie vergeben werden. Wir waren seinerzeit im Elsaß totunglücklich, als wirs mit blutendem Herzen vernahmen, die Deutschen hätten sieg- und würdelos den Versailler Lügenvertrag angenommen. Wenn zur Zeit die Verhältnisse überall und nicht zuletzt bei uns so unhaltbar und unerträglich geworden sind, so rührt das nicht zuletzt daher, daß es leider eine deutsche Regierungsmajorität gab, die nicht den Mut unbedingter Wahrhaftigkeit und unbestechlicher Gewissenhaftigkeit fand, sondern mit einer gewissen aus Erziehung und Tradition begreiflichen Mentalreservation die Lüge unterschrieb. Darum traut man uns auch nicht, glaubt nicht, daß wirs ehrlich meinen, weil unsre Feinde wissen, daß wir gar nicht ehrlich ausführen können, was wir unterschrieben haben. Sie wissen, es war eine Lüge, und wir hatten nicht den Mut es zu sagen und darnach zu handeln. Mindestens die damalige verantwortliche Majorität nicht. Diese wird aber mehr und mehr zu einer verachteten Minorität. Man zetert über die Rechtsparteien. Aber was gibt diesen die gewaltige Anziehungskraft, was wirbt so unwiderstehlich für sie? Ihre Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit; sie wollen von dem Versailler Lügen- und Schuldbekenntnis nichts wissen, sie verlangen stürmisch seinen Widerruf, weil sonst keine gesunden internationalen und innernationalen Verhältnisse wachsen können. Darum zieht auch ihr Kriegsruf wider Steuern, die Kriegsschulden decken sollen, die auf der Lüge von unsrer Kriegsschuld basieren. Ich verdenke es Keinem, wenn er unter solchen Erwägungen steuerscheu und staatsfeindlich wird. Wer kann denn einer solchen schlappen, würdelosen Regierung einen Funken sittlicher Achtung entgegenbringen?

Also muß es heißen: Zunächst einmal aufgeräumt mit der Kriegsschuld, dann erst kann und darf über Kriegsschulden geredet werden. Sonst wundere man sich nicht, wenn schließlich das besetzte Gebiet nicht unterliegend armseligen welschen Verlockungen oder nachgebend brutalem welschen Druck, sondern aus Unachtung gegen seine eigene Regierung und aus Zweifel an deren moralischer Kraft sich angewidert abwendet und auf deutsche Hoffnung und Zukunft pfeift. Hier ist Gefahr im Anzuge. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk und Wahrhaftigkeit ziert seine Lenker. Die Frage des Steuerzahlens führt uns in den Kern unsrer Nöte und Sorgen und muß in dem angedeuteten Sinne gelöst werden — oder finis Germaniae.

2. Antwort

Vorstehendes bleibt ungezeichnet, weil der Schreiber im besetzten Gebiete wohnt und obendrein ein Elsässer ist. Indem wir es abdrucken, geben wir damit einen Beweis der Achtung und des Verständnisses für die darin niedergelegte Stimmung.

Aber so leicht es uns wird, uns menschlich-persönlich da hineinzuempfinden, so schmerzlich sind uns doch die Irrgänge, die diese Stimmung und Gesinnung geht.

Alles Schelten auf den Versailler Frieden schafft nicht einen Buchstaben seiner Paragraphen aus der Welt und erleichtert seine Last nicht um das Mindeste. Was bei seinem Abschluß versäumt und gefehlt sein mag — die furchtbarsten Fehler sind von der Entente gemacht —, er war doch nur Folge und Ausdruck dafür, daß wir den Weltkrieg verloren haben. Schuldig oder unschuldig, wir haben den Krieg verloren. Und die Steuern, die wir heute zahlen sollen, sind, als Ganzes betrachtet, auch nichts weiter als Folge und Ausdruck des Verhängnisses, das durch die Niederlage über uns gekommen ist.

Die Regierungen, die wir seitdem im Reiche gehabt haben, verdienen die Schimpf- und Schmachworte nicht, mit denen auch mein Vorredner sie bedenkt. Sie haben mit der Liquidation des Krieges und mit der Aufrichtung neuer Zustände (ich denke vornehmlich an die Verfassung) Großes geleistet. Eine spätere Geschichtschreibung wird darüber gerechter urteilen als das heutige Geschlecht. Im übrigen ist es selbstverständlich, daß alle diejenigen, die in solchen Zeiten und Lagen verantwortlich zu handeln haben, keinen Dank davon tragen. Ich weiß persönlich seit Monaten keinen heißeren Wunsch, als daß einmal die Männer der Opposition vor die Probe der Regierungsleistung gestellt würden. Vielleicht würden sie Manches besser machen, Andres gewiß schlechter: aber von der Not unsrer Niederlage würden sie uns nicht erlösen. Wie sie es mit den Steuern halten würden, darauf wäre ich neugierig. Und wenn sie sie unserm Volke ersparen

wollten, so bin ich erst recht begierig — oder lieber nicht? — die Folgen zu erleben.

Oder wird dann der nächste Krieg, in den sie uns hineinführen möchten, ein Gottesurteil sein?

Von der Unwahrhaftigkeit des § 231 zu reden, habe ich hier, wo es sich um das Steuerzahlen handelt, keine Ursache. Gewiß darf und muß man in diesem Paragraphen den Angelpunkt unserer ganzen Not sehen. Wie es mit der Schuld am Kriege stehen mag, die sich auf die Schultern der Völker und ihrer Verantwortlichen verteilt nach einem Maße, das allein Gott in der Hand hält — die Schuld dieses Paragraphen lastet auf unsern Siegern ganz allein, und ihr Sieg wird an dieser Schuld noch vollends zerbrechen. Aber das kann lange währen, und inzwischen müssen wir: Steuern zahlen.

Mein Vorredner gehört nicht zu denen, die der Steuerscheu und Steuerflucht das Wort reden. Er macht sich nur zum Sprecher derer, die den Forderungen dieser Regierung mit Unlust begegnen und ihr die Zahlung weigern.

Darin hat man es ja nun in weiten Kreisen zur Meisterschaft gebracht. Wirtschaftliche Größen stellen mit unerhörten Gehältern Rechtsgelehrte an mit keinem andern Auftrag, als ihre Reichtümer vor dem Zugriff des Staates zu verstecken. Konsistorialräte belehren auf den Dörfern die Presbyterien, wie sie es zu machen haben, daß das Kirchenvermögen von der Steuerpflicht nicht erfaßt wird.

Ich bin nun der Meinung, daß für den Christen als Staatsbürger es völlig gleichgiltig ist, was für Männer in der Regierung sitzen und ob die gewählten Steuermethoden die besten sind: er soll die Gesamtlast, die in Form der Steuer über das gesamte Staatsvolk kommt, an seinem Teil auf sich nehmen und redlich zahlen. Er mag reklamieren, soweit er Recht und Ursach hat; er mag für andre Steuern systematisch oder im Einzelfall eintreten, je nachdem er Einsicht und Macht dazu hat — — aber grundsätzlich soll er sich eine patriotische Ehre und Pflicht daraus machen, das Geforderte zu leisten.

Ich habe in Nr. 36 das Nötige darüber gesagt und bin nicht Willens, mich zu wiederholen. Nur für Christen habe ich geschrieben. Ist der heutige Staat wirklich „religionslos" oder gar „religionsfeindlich", was ich bezweifle, so ist unsre Lage umso ähnlicher der des Christenvolks im heidnischen Römerstaat. Aber unser Gemeingefühl mit unserm Volk muß heute hinzukommen, die Willigkeit zum Tragen gemeinsamer Last aufs Höchste zu steigern. Ob die Steuern recht und nützlich, ob sie ein Unrecht und Unglück sind: wir stellen uns leistend wie leidend mit hinein in das gemeinsame Loos, in das gemeinsame Werk. Anders wird ja die Stimmung dessen sein, der da meint, wir können uns schließlich doch noch Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, als dessen, der nichts sieht als ein unnützes Opfern in den Rachen eines unersättlichen, unerbittlichen Molochs. Aber so lange wir noch können — und wohl dem, der noch kann, der sogar noch viel opfern kann — sollen wir unserm Staat gehorchen und seinen Lebensbedürfnissen zu Hilfe kommen. Alles Verachten seiner führenden Männer entbindet davon nicht. Es steht geschrieben, daß wir auch „wunderlichen" Finanzministern unsre Abgaben zahlen sollen: 1. Petr. 2, 18. Der Feind, den wir als Christen zu bekämpfen haben, ist viel weniger eine falsche, drückende Finanzpolitik als die feige, selbstsüchtige, betrügerische Flucht vor den Opfern, welche die Verhaftung an die Gesamtheit dem Einzelnen auferlegt.

Rade

Ein Rupp-Roman

Unsere Zeit rühmt sich in ihren weittragendsten Stimmen, der Anbruch einer Epoche der Freiheit zu sein. Und es ist zweifellos richtig, daß Formen zerschlagen und Schranken durchbrochen sind, die das Freiheitsempfinden früherer Zeiten als Druck und Hemmung empfinden mußte. Immerhin sind mit dieser Feststellung doch zunächst nur äußere Tatsachen bezeichnet, und die Frage nach der errungenen Freiheit gestaltet sich sofort schwieriger, sobald wir sie für das Gebiet der Innerlichkeit und der Geistigkeit, für das Ethos unserer Zeit stellen, indem wir unter Freiwerden, im innerlichsten Sinne des Wortes, den Durchbruch aus lastenden menschlichen Gebundenheiten empor zu neuen Höhenlagen mit weiterem Horizont, hindurch zu erlösenden Entschränkungen verstehen. Können wir nun auch in dieser tieferen Bedeutung behaupten, freier geworden zu sein? Sind wir Menschen von 1918—21 im Vergleich zu früher innerlich vorangekommen? Sind wir freier geworden von Vorurteilen? Ist unsere Nächstenliebe freier und größer geworden? Sind wir freier geworden von Selbstsucht und Unreinheit? Sind wir unter dem Eindruck größten Weltgeschehens freier geworden von Weltsorge und Weltlust? Das nur ein paar Fragen. Sie fassen sich ja zusammen unter der großen Zeitfrage: Ist unser vielfach freier gewordenes äußeres Dasein auch unterbaut und untergründet von jener tiefernsten, heilig verpflichtenden, zuchtvoll bindenden Freiheit im Geiste, die uns allein das Siegel eines wahren nationalen Fortschritts sein könnte?

Es dürfte doch nicht ganz leicht sein, diese Fragen im bejahenden Sinne zu beantworten! Was uns fehlt und woran wir kranken, das ist die Versöhnung von Freiheit und Ethos, und die geschichtlich begründete Entschuldigung, wir seien nicht zur Freiheit erzogen, entbindet nicht von der Pflicht eherner Selbstzucht auf jenes Ziel hin. Helfer und Führer dazu können uns nur geschlossene Persönlichkeiten werden von begeisternder Vorbildlichkeit. Darin liegt der hohe Wert von H. von Hippels Roman „Der unbekannte Gott" (Berlin-Charlottenburg: Vita, Deutsches Verlagshaus 1913), daß er uns eine solche bedeutende Persönlichkeit vor Augen führt, die in vollster Harmonie von Freiheit und Bindung mit der Macht ihres Ethos, ihrer Reinheit, ihrer Wahrhaftigkeit, ihre Zeit weithin beherrscht: Julius Rupp.

Als kultur- und zeitgeschichtlichen Roman haben wir dies Buch zu werten, als ein Zeitbild, dem gegenüber die „Handlung", sofern man in der Entwicklung des Graniusgeschlechtes eine solche sehen will, von untergeordneter Bedeutung ist.

Eine hohe künstlerische Leistung, gleich vollendet in der sinnlich-lebendigen Geschautheit von Personen und Situationen, sowie in der Poesie und dem Duft des Kolorits und der Sprache, führt uns der Roman in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in die nordöstliche Ecke des Vaterlandes, nach Königsberg, mitten hinein in die Bewegung um den wegen seines Angriffs auf das Athanasianum abgesetzten Divisionsprediger Julius Rupp, in den Kreis der um ihn sich scharenden ersten „freien Gemeinde". Außerordentlich glücklich ist das Lokalkolorit getroffen. Wir atmen förmlich frische, herbe Seeluft, wir sehen die Mittagshitze über dem unbewegten Spiegel des Haffs flimmern, das im Westen die Wanderdünen der Nehrung wie ein gelber Wolkenstreif, ohne feste Konturen in den blauen Himmelsglanz hineingestellt, von der Ostsee trennen, wir hören die Stürme Rußlands über die ostpreußische Ebene brausen, der Donner der Eisschmelze im Haff klingt uns in den Ohren, mit Rochus Granius, dem Helden der Erzählung, genießen wir beim Schlittschuhlauf auf dem Pregel die weiße Winterstille des ostpreußischen Flachlandes. Oder aber wir stehen in dem internationalen Getriebe des Königsberger Handelshafens. Schiffe aller Formen und Völker drängen sich am Kai, die Speicher der Lastadie verschlingen ihre Lasten, die Hebekrähne ächzen, die kurischen Händler und Händlerinnen preisen ihre Fische an; es riecht nach Teer und nach Salz. Oder wir befinden uns plötzlich im Gewühl des Steindammer Marktes, mitten in dem ohrenbetäubenden Konzert der charakteristischen Rufe der Königsberger Handelsfrauen. Wie fein ist der Volkscharakter wiedergegeben! Königsberg — die Stadt der historischen Tradition und der preußischen Solidität, aber zugleich dank seinen Handelsbeziehungen aufgeschlossen allem Fortschritt, geistig regsam, lebendig brodelnd. Und daneben das Land: noch patriarchalisch, noch unberührt von aller sozialistischen Theorie, treu und echt in der Arbeit, fröhlich auf seinen Naturfesten, melancholisch in der Poesie seiner Volkslieder, die die Mägde an den Winterabenden an ihren Webstühlen singen, während der alte Gutsschäfer aus grauen Zeiten erzählt: von Anna Gulbis, der Hexe von Nidden, zu der die Elche über das Haff schwammen, vom Schrecken der Wanderdünen, vom Reisen der wilden Schwäne oder von den Ahnen der „Herrschaft", ihrer Liebe zum Meer und zur Freiheit.

Aus diesem Rahmen von Landschaft und Volk tritt nun die Zeit der vierziger Jahre heraus — eine Zeit des Kampfes und der Gärung. Der Name Rupps ist auf aller Lippen. Er gilt als Führer der Geister, in denen Rationalismus, Klassizismus und deutscher Idealismus noch einmal vergeblich anrennen gegen den Geistes- und Gewissenszwang des herrschenden orthodoxen Kirchentums. Rupp hat die Freiheit und Innerlichkeit auf seine Fahne geschrieben, er sucht und findet die Wahrheit in allen Religionen, er will die Erkenntniskräfte des Volkes wecken, denn nur „das auf planvolle sittliche Erkenntnis aufgebaute Handeln gibt uns die Ruhe, den großen Veränderungen des Lebens standzuhalten." Weit davon entfernt, jede Bekenntnisform zu verwerfen oder die Kirche als ein zu enges Gefäß der Religion sprengen zu wollen, trachtet er in der richtigen Erkenntnis der Notwendigkeit einer Schale für den geistigen Kern, in der Ueberzeugung von der Möglichkeit der Freiheit im Gesetze, nur nach der Anerkennung und Freigabe eines fortschrittlichen Reformstrebens auf dem Gebiete des religiösen Ausdruckslebens. Damit aber rührt er an die wunde Stelle des Herzens der Zeitgenossen, und mit der unbedingten Wahrhaftigkeit und innern Sauberkeit seiner Amtsführung gewinnt er das schrankenlose Vertrauen aller derer, die den Bekenntnis- und Kirchengott verloren haben und deren Sehnsucht, in der Tiefe ihres Innersten zehrend, nun nach dem „unbekannten Gott" brennt. Magnetisch zieht seine überragende Persönlichkeit alle edel und frei Denkenden, welchen gesellschaftlichen Schichten sie auch angehören, in ihre Kreise.

Zu dieser religiösen Bewegung aber gesellt sich eine ökonomische: die Ideen des Sozialismus (Rodbertus, Marx, Engels) beginnen zu wirken. In die stumpfe und dumpfe Welt des Arbeiters lenken glaubensmutige Idealisten die Sonnenstrahlen der Humanität. Man spricht zu den Aermsten der Armen von der Würde des Arbeiters. Und nicht nur theoretisch, in wissenschaftlicher Diskussion, beschäftigt die soziale Frage die Geister, nein, praktisch im besten Sinne packt man sie an: Studenten betätigen sich in Arbeiterunterrichtskursen, Wohlfahrtsanstalten blühen auf, die Wohnungsfrage wird in Angriff genommen. Auch hier heißes, pulsendes Leben.

Einen Rupp-Roman habe ich unser Buch genannt. Denn zweifellos ist Rupp sein eigentlicher Held. Es gehört

nun aber gerade zu der Kunst der Verfasserin, daß sie unmittelbar den Blick von ihm abzieht und auf einen Andern, Rochus Granius, hinlenkt, Rupp mehr indirekt als direkt, mehr in seiner Wirkung auf die Zeit, mehr auf seine Umgebung projiziert darstellt und damit für ihn eine viel höhere Wertung im Urteile des Lesers erzielt: er erscheint damit recht eigentlich als der Geist der Zeit, als die geistesgeschichtliche Macht, die hinter der Zeit aufragt, als der trotz allen Lärms in der Stille wirkende Seelsorger. In der Stille der Dämmerstunde, da kommen sie zu ihm, die Bedrückten und Beladenen, denen er das Herz abgewonnen, Menschen, die irgendwie innerlich zerbrochen sind, und beichten ihm. Er aber hat für sie alle ein ernstes gütiges Wort, das ihnen die Last von der Seele nimmt, ihnen Selbstvertrauen, Glauben an sich selbst, an ihre göttliche Menschenwürde und deren heiligen Verpflichtungsernst einflößt und sie so innerlich frei macht. Als ein Wecker der Seelen steht Rupp vor seinen Freunden, es geht wache Taghelle von seiner Persönlichkeit aus. So weiß er noch in letzter Stunde Rochus Granius dem Aeltern, dem Herrn von Heide am Haff, einer zügellosen Kraftnatur, der die zarte Blume seines Weibes, einer Marien-Natur, geknickt hat, der ein Wüstling am Mittag war und nun am Abend zum Büßer geworden ist, — Rupp weiß ihm zu einem seligen Ende zu verhelfen. Und so steht er auch über dem Schicksal der Heidekinder: Rochus der Jüngere und Bettina, seine Schwester, das leidenschaftliche Mädchen, in deren Adern das Blut ihrer Ahnenmutter, der schönen Ebba aus Gotenburg, klopft —, auch sie verdanken Rupp die Freiheit der Kinder Gottes. Und der Mut und die Geduld und die Tapferkeit, mit der die Königsberger Gemeinde allen polizeilichen Spionagekünsten und Schikanen zum Trotz ihrem Haupte die Treue hält — sie sind Rupps Kraft und Geist von seinem Geist. „Wie bist du mächtig, Julius Rupp! In all meine Dunkelheit hinein schaffst du Licht", „du bist groß, Julius Rupp, in deiner Nähe kann ich atmen", so klingts ihm entgegen. Aber in echter Größe bleibt er der demütige Diener seines Gottes. „Ich bin einer von Vielen", „Gott ist es, der mächtig in mir ist". Er selbst ist ja nie der Fertige, auch er bleibt ein Kämpfer. „Und das Ringen ist schön, Bettina!" —

Es trifft sich günstig, daß der Verlag Diederichs in Jena die Gesammelten Werke Rupps der Oeffentlichkeit übergibt. So wird es uns ermöglicht, historisch-wissenschaftlich die lebendig-anschaulichen Eindrücke zu ergänzen und zu vertiefen, die wir der künstlerischen Intuition der Romandichterin verdanken.

Königsberg i. Pr. Theodor Krueger

Verschiedenes

Der deutsche Pietismus. Eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen aus dem 17., 18. und 19. Jahrh. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Werner Mahrholz. Berlin, Furche-Verlag 1921. 456 S. 32, gebunden 40 Mk.

Der aus der Jugend- und Hochschulbewegung bekannte Verfasser hat schon in einem früheren Buche (Deutsche Selbstbekenntnisse. Zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus, 1919) die Bedeutung des Pietismus für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens betont. Jetzt breitet er in reicher Fülle die wichtigsten der Urkunden vor uns aus, auf die er sein Urteil stützt, und macht uns dadurch einen Stoff leicht zugänglich, der sonst verstreut und aus der Menge der pietistischen Literatur oft schwer zu erheben ist. Dabei werden uns nicht nur bekannte Gestalten wie Spener und Francke, Oetinger und Jung Stilling, Hamann und Lavater innerlich vertraut, sondern auch unbekannte, wie der Bauer Hemme Hayen, die beiden Petersen u. a. Wir dürfen uns freuen, daß Gelehrte, die außerhalb des kirchlichen Christentums stehen, heute einer so spezifisch religiösen Erscheinung ihre innerste Aufmerksamkeit und ihre Arbeitskraft widmen; es ist ein deutlicher Beweis dafür (ein noch deutlicherer als R. Ungers großes Hamann-Werk), daß die allgemeinen und die religiösen Bildungsströme wieder in einander zu fließen beginnen. Sind „weder Iphigenie nach Tasso, weder Carlos noch Posa, weder Kant noch Fichte ohne das moralische Pathos und die mystische Metaphysik des Pietismus zu denken" (S. 8), so wird auch die neue geistige Zukunft Deutschlands einer ähnlichen Grundlegung bedürfen. Zu dieser Einsicht und zu ihrer Verwirklichung wird zweifellos die Vertiefung in die Seelenkämpfe der Geschlechter helfen, die in dem Jahrhundert nach dem 30jährigen Weltkrieg ein neues Deutschland aufgebaut haben.

Der Dank, den wir M. schulden, wird nicht geschmälert durch die Beobachtung, daß sein Urteil und die daraus folgende Gruppierung des Stoffes anfechtbar ist. Die Arbeit am inneren Verständnis des Pietismus hat mit Ritschls charaktervoller Messung am echten Luthertum und mit der neuen Einfühlung in das mystisch-enthusiastische Christentum erst recht begonnen; vor allem die Religionspsychologie wird noch viel zu leisten haben, bevor wir ein klares Bild des Pietismus, seiner verschiedenen Generationen und Gruppen, seiner Stellung in der neueren Geistesgeschichte erhalten. Wirklich zu tadeln ist dagegen, daß M. seine Quellen nicht mit aller Treue wiedergibt. Dort z. B., wo ich verglichen habe, bei Edelmanns Schilderung des bekehrungsähnlichen Erlebnisses, in dem seine Wendung vom Pietismus zur Aufklärung sich durchsetzt, fehlt der eigentliche Hauptsatz, die neue Uebersetzung von Joh. 1, 1: Gott ist die Vernunft (S. 410). Ist das hoffentlich der einzige grobe Fall von mangelnder Treue, so wäre doch auch abgesehen davon die Beibehaltung der ursprünglichen „Orthographie" und der in ihr liegenden Zeitfarbe zu wünschen gewesen. Stephan

Erzählende Dichtungen

Sind sich Verlagsbuchhandlungen wie die Agentur des Rauhen Hauses und der Furche-Verlag bewußt, daß die Kunstform der Erzählung oder des Romans nur berechtigt ist, wenn das Werk künstlerischen Maßstäben genügt, oder glauben sie, daß die wohlmeinende Absicht und der moralisch-christliche Inhalt ausreichen, um ein Werk literarisch zu rechtfertigen? Nach den vorliegenden Veröffentlichungen (Reinhold Braun, Gottfried Mann, Erzählung für die Jugend, Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 1918, 205 S. und Fritz Namenhauer, In welchem Zeichen? Roman, Furche-Verlag, Berlin 1919, 314 S.) scheinen sie leider der letzteren Meinung zu sein; denn es ist unwahrscheinlich, daß die ästhetische Befähigung ihrer Berater nicht bis zur Erkenntnis der künstlerischen Minderwertigkeit dieser Erzeugnisse reiche. Dann aber muß man dem Rauhen Hause doch sagen, daß sein Verlagszeichen das Motto „Gott zur Ehre" in diesem Fall wohl nicht mit Recht trägt, und daß der Furche-Verlag mit seinem Sammelnamen „Neue christliche Erzähler" das Christentum bloßstellt. Kunst ist wahrhaftiger Ausdruck, und wenn Undichter sich zum Zweck moralischer Lehren der dichterischen Form bedienen, so erwecken sie den peinlichen Eindruck, daß hier eine objektive Unwahrhaftigkeit vorliegt. Mir scheint, daß die Kreise des kirchlichen Protestantismus in dieser Beziehung vielfach von einer barbarischen Unempfindlichkeit gewesen sind*) und daß es not tut, das sittliche Gewissen auch gegenüber der künstlerischen Gestaltung feinfühliger zu machen.

Gewisse dichterische Eigenschaften wird man dem neuen Roman Schmerls: Kaspar Lederer, der Schulz (München, Beck 1921, 317 S.) zusprechen dürfen. Der Verfasser weiß zu erzählen, lebendige Bilder aus dem Ende des 16. Jahrhunderts rollen sich ab und zeigen eine Fülle von Gestalten. Aber das Unerquickliche der Handlung von dem wackern Schulzen Lederer, der, unschuldig des Diebstahls bezichtigt, gefoltert und hingerichtet wird, ist weder durch tiefer eindringende Psychologie noch durch künstlerische Gestaltungskraft überwunden.

Höher steht der aus dem Dänischen übersetzte Roman von Skjoldborg: Das Neue Geschlecht (Leipzig, Quelle und Meyer. 248 S. 5, geb. 8 Mk.) In schlichter Erzählung stellt er einem engen selbstgerechten Gemeinschaftschristentum ein lebensfreudiges Christentum im Sinne freien, verinnerlichten Menschentums gegenüber. Sich selber finden in der Pflege des Seelischen, in freiem Wachstum und bodenständigem Dasein, das ist die Lehre, die der Roman gibt, ohne lehrhaft zu werden. Seine Uebersetzung war nicht gerade eine Notwendigkeit, doch ist er anziehend durch den Vergleich mit ähnlichen und doch wieder anders gefärbten Bewegungen bei uns.

Eine volle Anerkennung verdienen die Novellen von Jakob Boßhart: Opfer (6. Band der gesammelten Werke. Leipzig, Hässel 1920. 420 S. 22, geb. 28 Mk.). Von Opfern des Lebens handelt der Band, von überwindenden und unterliegenden, und die Eindringlichkeit der Erzählung fließt aus einem tiefen Mitfühlen, das sich uns um so stärker mitteilt, je freier es von Sentimentalität ist. Es sind realistisch herbe Bilder aus dem Leben in einem sicheren, beherrschten Stil, von Meisterhand geformt, vom Tiefblick des Lebensdeuters beseelt, ohne kleinlichen Naturalismus, aber in treuer Spiegelung des Wesentlichen, in Fortsetzung der guten Schweizer Ueberlieferung von Gottfried Keller her.

Angefügt sei hier ein Hinweis auf das Werk von Adolf Koelsch, wenngleich es nicht Erzählung ist, sondern eine neue, eigene Art, die man mit dem Untertitel „Erlebnisse und Gesichte" bezeichnen könnte; es heißt „Kreatur" (Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1921. 164 S. 6, geb. 12,50 Mk.) und bringt Skizzen aus der Natur, die genaueste Beobachtungsgabe mit hymnischem Entzücken und einer unerschöpflichen Sprachkraft verbinden. Weitab liegt jede mechanistische Naturauffassung, das große flutende organische Leben wird mit leidenschaftlicher Anteilnahme erfaßt in Dichtungen, die uns zu köstlichen Erlebnissen werden können. Gerhard Heine

Karl Thylmann-Mappe. Herausgegeben von der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung in Hessen. Darmstadt 1920. Zu beziehen unmittelbar von der Zentralstelle in Darmstadt (Altes Palais) für 10 Mk.

Zu erstaunlich billigem Preis sind hier sieben der schönsten Holzschnitte des 28jährig gefallenen Darmstädter Künstlers herausgegeben, in dem stattlichen Format von 42×32 cm. Es sind die Blätter: Heimsuchung (Maria bei Elisabeth), Rast im Wald (heilige Familie), Taufe, Heilung des Aussätzigen, Schneewittchen, Stämme, Waldlandschaft. Karl Thylmann hat stark ausgeprägte Eigenart. Dürers herbe Kraft sucht ihre Vereinigung mit Rudolf Schäfers frommer und keuscher Innigkeit. Und das Ganze wächst heraus aus Scholle, Fels und Wald der deutschen Heimat. Wer aus Innerlichkeit geborene, ganz wahre Kunst sucht, soll an Karl Thylmann nicht vorübergehen. Georg Koch

*) Darunter hat Niemand mehr gelitten als Hermann Oeser. Man vergleiche seinen Briefwechsel mit Dora Schlatter an vielen Stellen. D H

Der Selbstmord. Eine moralstatistische und volkspsychologische Untersuchung. Von Lic. Gerhard Füllkrug, erstem Direktor im Zentralausschuß für die Innere Mission. Schwerin i. M., Fr. Bahn 1919. 227 S. 20 Mk.

Der Untertitel zeigt, worin der Wert des Buches besteht. Es bietet durch emsige Sammlung des Stoffes die Unterlagen für eine genaue ethische oder religiöse und kirchliche Beurteilung und Behandlung des Selbstmords. Verbreitung, persönliche und allgemeine Bedingungen, Methoden, Gründe und Ursachen, all das wird möglichst eingehend aufgewiesen (bis 1910). Weniger befriedigend sind die Abschnitte über Beurteilung und kirchliche Behandlung des Selbstmords. Sie geben mehr Sammlung fremder Meinungen (in unnötiger Fülle) als eigne ethische oder kirchlich-religiöse Untersuchung. Wer den sachlichen Stoff so umfassend beherrscht, der sollte ihn auch selbständig zu verwerten suchen. Die genaue Entwicklung seines eignen Urteils wäre wirklich wichtiger als eine kurze Angabe der Meinung von Chyle oder Hyrtl, von Vilmar oder Luthardt. Für die kirchliche Behandlung des vollzognen Selbstmords rät er im allgemeinen (wo nicht festgewurzelte Sitte es verbietet) „ein stilles, schlichtes, prunkloses kirchliches Begräbnis", nur liturgisch ohne Rede. Stephan

Sozialistische Bücherei. Herausgegeben von Dr. Karl Nötzel. Jena, Erich Lichtenstein. 1. Nötzel, Einführung in den Sozialismus ohne Dogma. 149 S. 2. Nötzel, Das Verbrechen als soziale Erscheinung. 91 S. Je 5,50, geb. 7,50 Mk.

„Die Hefte wollen die Gesinnung schaffen helfen, die die Verwirklichung und den Bestand des sozialen Ausgleichs ermöglicht. Zu diesem Zweck bringen wir alles Wesentliche darbietende Auswahlen sozialistischer Quellenwerke, Einführungen in den praktischen und theoretischen Sozialismus und in die sozialistische Ideenwelt" (buchhändlerische Anzeige). Der Herausgeber ist durch seine Bücher über Rußland bekannt und hat schon da sein weites soziales Blickfeld bewiesen. — Das 1. Heft ist in gewissem Sinn ein Seitenstück zu Landauers berühmtem „Aufruf". Ohne dessen Feuer und Zielbestimmtheit, ist es doch geeignet, das soziale Bewußtsein, vor allem auch das soziale Schuldbewußtsein zu entwickeln. Die Rechte, die im Menschtum selber liegen, die Verantwortung der Menschen für einander, das Ideal eines Zusammenlebens, in dem kein Mensch der Knecht des andern ist, das sind Nötzels Ausgangspunkte. So predigt er einen religiös-idealistischen Sozialismus, der weit entfernt ist von Klassenkampf und historischem oder sonstigem Materialismus. Daher sein Urteil über Marx: er hat einerseits durch Verbindung des Sozialismus mit dem Interesse des Proletariats diesem eine historische Aufgabe, dem Sozialismus kräftige Träger gegeben, aber anderseits unendlich geschadet, indem er den Sozialismus seiner religiösen Tiefe und seiner Universalität beraubte. — Das 2. Heft führt aus, daß der Verbrecher in weitem Maße als Opfer der sozialen Lage zu betrachten sei. Indem er unabweisbar auf unerfüllte Pflichten hinweist, wird er sogar aus einem sozialen Opfer zum sozialen Erlöser. Ihm selbst soll statt Strafe — die Abschreckungs- wie die Sühnetheorie sei gescheitert — vielmehr seelische Heilung werden, und zwar durch Weckung seines sozialen Willens, durch Erziehung zur bewußten Einordnung in die Gesellschaft und in das Gewebe der Rücksichten auf die Mitmenschen. Das Heft führt also mitten in die modernen Kämpfe um das Strafrecht hinein; sein leitendes Interesse aber ist nicht juristisch, sondern sozial-ethisch; darum fügt es sich gut der Gesamtreihe ein.

Stephan

Kleine Mitteilungen. Wenn wir das Handwerk recht verstünden, brächten wir nun schon in dieser Nummer einen großen Bericht über Eisenach, oder wenigstens den Anfang davon. Fast wäre man es den Lesern und wäre man es der Sache schuldig. Oder ist denn unser Eisenach weniger ein Kongreß als irgend ein andrer? Aber bisher haben wir es noch nicht so gehalten, und es ist Etwas, das uns hemmt, wenn wir es nunmehr anders halten wollten. Genug, daß unsre Leser die Vorträge von Foerster, Gunkel und Liebe werden zu lesen bekommen. Und die Aussprachen? Und die Stimmung? Und das Wetter? Und der Zustrom? Nun, wir waren 360 „Anwesende", und die Sonne leuchtete uns ganz unbeschreiblich schön auf die herbstfarbene Landschaft hernieder. Ich will nur den Gang eines Gottesdienstes noch hier schildern, der — einer von vieren — in Fuchsens Kreuzkirche eines Abends stattfand. Die Leser können ihn ja dann im Geiste nacherleben. Vorspiel: Adagio aus der F Moll Sonate von Bach. „Oft in der stillen Nacht" Dichtung von Bierbaum. Stimme: „Liebster Herr Jesu, wo bleibst du so lange" von Bach. Ansprache über Matth. 11, 25 f. „Die Kinder des Lichts" Dichtung von Therese Köstlin. Andante aus der 1. Sonate von Bach. Gemeinde: Geist, der alles füllet.. Mache mich recht kindlich. „Nennt ihr das Seele?" von Rilke. Epheser 5, 1 und 9. Stimme: „Jesus macht mich geistlich reich" von Bach. Epheser 2, 19. „Die stille Stadt" von Dehmel. Stimme: „Bist du bei mir" von Bach Gebet. Stille Andacht. Stimme: Warum sollt ich mich denn grämen? Gemeinde: Gut und Blut, Leib, Seel und Leben.. Schickt er mir ein Kreuz zu tragen. Stimme: Unverzagt und ohne Grauen. Gemeinde: Kann uns doch kein Tod nicht töten. Stimme: Herr, mein Hirt. Gemeinde: Du bist mein. „Friede" Dichtung von Therese Köstlin. Orgel. — Die Schriftstellen wurden vom Altar, die Dichtungen von der Empore gegenüber verlesen. Ganz ebenso wechselte neulich in Oybin „Gotteswort" und „Menschenwort".

Das beifolgende Flugblatt des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins sei der Aufmerksamkeit unsrer Leser und Leserinnen warm empfohlen. R

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Am 29. September wurde uns zu Reinhard und Ursula ein kleines

„Brüderchen"

geschenkt. Es soll Martin heißen.

In herzlicher Freude

Pfarrer Riemenschneider und Frau Hedwig, geb. Fuldner.

Nordhausen a. Harz.

Ich suche eine

tatkräftige gebildete Dame,

möglichst nicht über 36 Jahre, zur Führung meines Haushaltes und Erziehung meiner beiden 9 und 11jährigen mutterlosen Töchter.

Seminardirektor Dr. G. Eckernförde.

Ein langentbehrtes Buch

das in die Hand jedes Volkserziehers gehört.

Dr. Jakob Bappert:

Kritik des Okkultismus im Lichte der Religion und der Philosophie.

Die okkultistische Literatur, unwissenschaftlich, sensationell, die Geister verwirrend, schwillt unheimlich an. In allen Papierläden liegt sie auf. In Massen wird sie gekauft und verschlungen. Es fehlte seither eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Erscheinungen. In Dr. Bapperts Buch ist sie gegeben. Möge es dazu beitragen, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Soeben erschienen.

Preis broschiert 20 Mk.

Patmos Verlag Frankfurt a/M.

Im Sachsenlager 1.

Studienassessor (Examensnote: gut), infolge Ueberfüllung des Berufs seit 1. Oktober außer Beschäftigung, sucht Stellung, gleichviel welcher Art, wo er seine vielseitige, gründliche Bildung (besonders auf dem Gebiete der ethischen Fächer) verwerten kann. Anfragen unter **S. A. 7** an den Verlag.

Der Hessische Diakonieverein gewährt gebildeten ernstgesinnten evangelischen Damen unentgeltliche Ausbildung als Diakonieschwestern in Kranken- und Gemeindepflege. Staatsexamen. Geordnete Gehalts- u. Pensionsverhältnisse. Anfragen mit Rückporto **Darmstadt** Wittmannstraße 22.

Theodor Rother, W. Stöver

Buchhandlung und Antiquariat

Leipzig

Hiermit empfehle ich meine **rein theologische Buchhandlung** den Herren Geistlichen zur frdl. Benutzung und liefere ich alle neuen Bücher schnellstens franko u. verpackungsfrei.

Agnes Günther, Von der Hexe die eine Heilige war

95.—100. Tausend

Kartoniert. 6 Mark

Dasselbe mit Scherenschnitten von

Tilla Ebhardt

Geschenkband in schöner Ausstattung 22.50 Mark

Man verlange **Günther-Ebhardt** im Unterschied zu dem kleinen Büchlein, das nach wie vor zu haben ist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt Marburg a. d. Lahn

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.
Anbei eine Beilage vom AEPMV: „Unsre Siege und Sorgen in China und Japan"